



Herzlich willkommen

Gestohlene Fahrräder, gestohlene Arbeitsgenehmigungen, gestohlene Lebenszeit, gestohlenes Recht. Was in der Fremde außer Hoffnung und Würde noch so alles abhandenkommen kann. Von Katja Doubek.

Ein Städtchen, idyllisch gelegen an einem Fluss. Der richtige Ort für eine Gruppe junger Männer, von weit hergekommen, um Deutschland kennenzulernen. Später Nachmittag, Juli 2015. Die jungen Männer stehen erschöpft vor dem Landratsamt. Das Landratsamt ist geschlossen. Eine blonde Frau steht vor der Tür. Sie hat auf die jungen Männer gewartet. Sie soll die Geflüchteten aus Eritrea willkommen heißen, ihnen Schlüssel aushändigen und den Weg zu dem Haus zeigen, das ihre Unterkunft wird.

Die blonde Frau fürchtet sich vor den fremden Männern. Sie hat noch nie mit Menschen aus Afrika zu tun gehabt, jedenfalls nicht so nah. Sie möchte auch nichts mit Menschen aus Afrika zu tun haben.

Die Männer stehen vor ihr. Sie sind müde, unsicher, vorsichtig. Die blonde Frau sieht die Eritreer an. Die jungen Männer schlagen die Augen nieder. So gehört es sich in Eritrea. So erweist man dem Gegenüber Respekt. Die blonde Frau hat gelernt, dass man Menschen in die Augen schauen muss. Wer das nicht tut, hat etwas zu verbergen. Sie fragt, ob jemand Englisch kann. Zwei Eritreer melden sich. Die blonde Frau ist erleichtert. Sie übergibt die Schlüssel, einen Zettel mit der Adresse und eine Skizze.

„Da müsst ihr hin.“

„Lady, wo ist das Haus? In welche Richtung müssen wir gehen und wie weit?“

„Ungefähr 15 Kilometer immer geradeaus, bis die Straße kommt, die auf dem Zettel steht. Dann die Nummer suchen, und ihr seid da.“

Die Eritreer erschrecken. „15 Kilometer? Impossible, unmöglich! Wir haben Leute bei uns, die können kaum stehen, so schwach sind sie.“

Die blonde Frau ärgert sich. Sie ist davon ausgegangen, dass Menschen, die es von Afrika bis in ihr Städtchen schaffen, in der Lage sind, 15 Kilometer zu laufen. Normalerweise fährt ein Bus in das Dorf, in dem das Haus für die Eritreer steht. Um diese Uhrzeit nicht mehr. Sie telefoniert. Eine Stunde später hat sie eine Möglichkeit gefunden, die Eritreer zu transportieren. Endlich! Sie will Feierabend machen.

„Lady, wir haben kein Geld. Wir haben noch nichts gegessen. In München haben sie gesagt, wir bekommen hier Geld. Wir müssen uns etwas zu essen kaufen, bitte.“ Der Eritreer spricht mit gesenktem Blick. Suspekt.

Die Gruppe spürt, dass die blonde Frau verärgert ist. Geld! Niemand hat ihr gesagt, dass die jungen Männer Geld bekommen sollen. Woher soll sie jetzt Geld nehmen? Die blonde Frau zuckt die Schultern. Sie kann es nicht ändern. Sie hat einen Transport organisiert. Für mehr ist sie nicht zuständig. Feierabend.

„Wenn ihr morgen herkommt, kann ich euch Geld geben, vorher nicht. Das Landratsamt ist geschlossen. Die Bank auch. No money now!“

Am Abend stehen die jungen Männer in einem fremden Dorf vor einem fremden Haus. Sie haben nichts zu essen und kein Geld, sich etwas zu kaufen.

Am nächsten Morgen auf der Dorfstraße. Eine ältere Dame gibt ihnen zehn Euro. Die Eritreer kaufen für zehn Euro trockene Brötchen.

Dieser Tag ist etwas mehr als vier Jahre her. Die jungen Männer sitzen noch immer in dem kleinen Dorf. Die blonde Frau und ihr Vorgesetzter geben ihnen bis heute keine Arbeitserlaubnis und keine Genehmigung, eine Ausbildung zu machen.

Der Vorgesetzte ist stolz auf die blonde Frau. Sie wird befördert. Jetzt ist sie nicht mehr Sachbearbeiterin, sondern Leiterin.

Seit immer mehr fremde Menschen in die Gegend kommen, lernen sich immer mehr Menschen kennen, die einander bisher fremd waren. Sie haben ein gemeinsames Ziel: Sie möchten helfen. In der Umgebung des Städtchens bilden sich Helfer*innenkreise. Sie organisieren Deutschunterricht, Hausrat, Wäsche und Kleidung. Einige Unterkünfte sind mit öffentlichen Verkehrsmitteln nur schwer zu erreichen. Ein Helfer ruft auf, Fahrräder zu spenden. Fahrräder sind nützlich, wenn Wege zu Fuß zu weit sind und es weder Bus noch Bahn gibt.

Über ein Dutzend Fahrräder werden abgegeben. Die meisten reparaturbedürftig. Betreuer*innen und Geflüchtete freuen sich. Die Frage ist: Wohin mit den Rädern, die geflickt werden müssen? Auf einem von der Stadt gemieteten Grundstück steht ein leerer Schuppen. Der Helfer spricht mit den Bewohner*innen des dazugehörigen Hauses. Er darf die Räder unterstellen.

Wenig später hat der Helfer einen Brief vom Amt im Kasten. Die gerade beförderte Leiterin macht ihn schriftlich darauf aufmerksam, dass die Fahrräder nicht in dem Schuppen stehen dürfen. Der Schuppen gehöre der Stadt. Das Amt hat die Pflicht, mitzuteilen, dass privates Eigentum, wie etwa Fahrräder, für geflüchtete Menschen nicht dort unterzubringen sind.

Der Helfer greift zum Telefon. Die Fahrräder, erklärt er der Leiterin, sollen nur im Schuppen stehen bleiben, bis sie repariert sind. Die Bewohner*innen des Hauses

haben zugestimmt. Es kann doch kein Problem sein, wenn ein paar Räder dort untergebracht sind! Der Helfer irrt. Es ist ein Problem. Die Sache ist die, erklärt ihm die Leiterin, der Schuppen gehört der Stadt, wie sie schon schrieb, und deswegen muss die Verwaltung des Städtchens jederzeit den ungehinderten Zutritt behalten. Das besagt ein Paragraph. Stehen Fahrräder im

Der Schuppen gehört der Stadt, die Fahrräder müssen raus, und zwar zeitnah

Schuppen, hat die Stadt keinen ungehinderten Zutritt. Denn Fahrräder stellen nach einem anderen Paragraphen ein Hindernis dar. Außerdem, wie schon gesagt, sind die Räder privates Eigentum, und das darf nicht einfach so in einem Schuppen untergebracht werden, der ja nun mal – paragrafisch geregelt – städtisches Eigentum ist.

Der Helfer unterbricht die amtliche Erklärung: Könnte man es nicht völlig unparagrafisch so sehen, dass die Fahrräder, wenn sie repariert sind, den geflüchteten Menschen zugutekommen. Damit kommen sie letztlich auch der Stadt zugute, die da, wo private, reparierte Fahrräder eingesetzt werden, nicht für die Mobilität der Geflüchteten zu sorgen hat. Die Leiterin verneint. Es bleibt dabei: Der Schuppen gehört der Stadt, die Fahrräder müssen raus, und zwar zeitnah!

Der Helfer fährt zum Schuppen. Rechts neben dem kleinen Verschlag ist ausreichend Platz, um die Fahrräder aneinander gekettet abzustellen. Im Städtchen kauft er zwei schwere Metallketten und stabile Vorhängeschlösser. Dann räumt er die Räder aus dem Schuppen und schließt sie in zwei Gruppen zusammen. Der Schuppen ist leer, die Fahrräder sind sicher. Erledigt, denkt der Helfer.

Einige Tage später fährt er mit Material für die Reparaturen zu dem Schuppen. Schon von weitem sieht er, dass die Räder nicht mehr stehen, wo sie standen. Auf dem Boden liegen die beiden Ketten, durchgezwickelt. Der Helfer denkt nach. Wer kommt auf die Idee, Fahrräder, die für Geflüchtete sind, zu stehlen? Noch dazu Fahrräder, die erst repariert werden müssen, bevor man mit ihnen fahren kann. Er ruft die Leiterin an. Unumwunden gibt sie zu, den Abtransport der Räder veranlasst zu haben. Kein Wort



der Entschuldigung. Das Grundstück, auf dem die Räder standen, ist städtisches Eigentum, da haben private Räder nicht zu stehen – schon gar nicht in dieser Menge. Und erst recht nicht angekettet. Sodass man sie nicht bewegen kann, wenn man mal schnell was auf diesem Grundstück zu erledigen hat. Der Helfer lässt sich auf diese Diskussion nicht ein.

„Entweder die Räder stehen morgen wieder da, wo ich sie abgestellt habe. Mit funktionstüchtigen Ketten und Schlössern versehen oder ich zeige Sie wegen Diebstahls an.“

Am nächsten Tag bringen zwei von der Leiterin – auf Kosten der Gemeinde - beauftragte Männer die Räder in einem von der Leiterin – auf Kosten der Gemeinde – gemieteten Wagen zurück zum Grundstück. Dort werden die Räder angekettet, mit Ketten – auf Kosten der Gemeinde gekauft.

Auf eigenen Wunsch geändert

Einer von denen, die auf ein Fahrrad angewiesen sind, ist ein junger Mann aus Afrika. Er ist fest entschlossen, in Deutschland alles richtig zu machen, damit er bleiben darf. Kaum angekommen besucht er einen Integrationskurs, bemüht sich, die Sprache zu lernen. Nach dem Integrationskurs will er einen Schulabschluss machen und dann eine Ausbildung. Das ist sein Plan und den verfolgt er. Obwohl Schule auf Deutsch schwer ist, und er oft auch am späten Abend noch lernt, arbeitet er 15 Stunden in der Woche in einem Restaurant. Mit Genehmigung.

Zwei Jahre später: Der junge Mann aus Afrika hat seinen Mittelschulabschluss bestanden und das B1 Zertifikat. Er hat ein gutes Zeugnis und sein Chef hat ihm eine Ausbildungsstelle angeboten. Sie beginnt in einem halben Jahr.

Der junge Mann möchte die Zeit nutzen, um Geld zu verdienen. Sein Freund, mit dem er das Zimmer teilt, arbeitet auf dem Bau. Er kann nicht viel Deutsch, aber für seine Arbeit reicht es. Fünf Tage in der Woche schleppt er Zementsäcke und verdient viel Geld damit. Immer wenn der junge Mann Geld braucht, kann er es sich bei ihm leihen.

Der junge Mann hasst es, Geld leihen zu müssen, und er hasst es, Geld vom deutschen Staat nehmen zu

müssen. Er hat zuvor noch nie von jemandem Geld nehmen müssen. Er ist kräftig, er ist willig. Er kann in Deutschland mehr als 15 Stunden in der Woche arbeiten. Er fährt mit dem Fahrrad ins Städtchen und geht zum Arbeitsamt.

„Natürlich können Sie mehr arbeiten als jetzt. Sie haben ja Zeit, bis ihre Ausbildung beginnt. Dafür müssen Sie allerdings zunächst Ihre Stelle kündigen und dann bei der Ausländerbehörde eine neue Arbeitsgenehmigung mit mehr Stunden beantragen.“ Die Frau auf dem Arbeitsamt holt ein Formular aus der Schublade. Der junge Mann unterschreibt die Kündigung – und geht zum Ausländeramt.

Die Leiterin sieht den jungen Mann aus Afrika und tut, was sie immer tut, wenn Geflüchtete ohne Begleitung ihrer Betreuer vor der Tür sitzen – sie übersieht den jungen Mann und lässt ihn warten. „So lernen sie, nicht wegen jeder Kleinigkeit zu kommen und uns die Zeit zu rauben“, ist sie mit ihrem Vorgesetzten einig.

Endlich wird der junge Mann vorgelassen. Die Leiterin ist nicht zuständig für sein Anliegen. Eine andere

Zwei Jahre später: Der junge Mann wartet noch immer auf seine Arbeitsgenehmigung

Dame spricht mit ihm. „Ich möchte mehr arbeiten“, erklärt er ihr. „Meine Ausbildung fängt erst im September an. Ich kann bis dahin alles arbeiten, es muss nicht in einem Restaurant sein. Ich kann auch auf dem Bau helfen.“ Der junge Mann denkt an das Geld, das sein Freund verdient. Die Dame nickt. „Sie stellen jetzt einen Antrag auf 40 Stunden in der Woche, und dann sehen wir, ob das mit der Genehmigung klappt.“ Der junge Mann unterschreibt den Antrag. Die Dame lässt sich seinen Ausweis geben. Auf eigenen Wunsch geändert, notiert sie handschriftlich dort, wo der Vermerk zur Arbeitsgenehmigung stehen soll.

Zwei Jahre später: Der junge Mann wartet noch immer auf seine Arbeitsgenehmigung – ebenso, wie er auf seine Ausbildungsgenehmigung wartet. Die Leiterin und ihr Vorgesetzter verwehren ihm beides.

Hausfriedensbruch...

Endlich eine eigene Wohnung. Sie sind zu sechst. Der Vater hat in der Heimat ein eigenes Unternehmen

gehabt. Mit vier Angestellten. Die Mutter war zu Hause. Vier Kinder hat sie geboren. Zwei Jungen und zwei Mädchen. Die Mutter hat viele Sorgen: Sie sorgt sich um ihren Mann, der vor Kummer viel Gewicht verloren hat. Sie sorgt sich um ihre Kinder, die in einem fremden Land aufwachsen werden.

Sie tröstet ihren Mann, wenn er sich schämt, dass er seine Familie nicht mehr ernähren kann, dass sie angewiesen sind auf die Unterstützung eines Landes, in dem sie nicht willkommen sind. „Natürlich wirst du Arbeit finden. Du bist Elektriker. Strom gibt es überall.“

Freitagnachmittag. Die beiden Mädchen schlafen im großen Zimmer. Sie sind gerade erst in die Schule gekommen und am Ende der Woche oft müde. Vater und Söhne sind auf dem Fußballplatz. Es klingelt. Ein fremder Mann steht vor der Tür. Er sagt nicht, wie er heißt, nicht, was er möchte. Er geht an ihr vorbei in den Flur, dann in das kleinere Zimmer, holt Zollstock und Block aus einer Tasche. „Ich muss hier ausmessen.“ Er legt den Zollstock an und schreibt die Maße auf seinen Block. „Was wollen Sie?“ Die Mutter hat ihn nicht verstanden.

„Ich messe aus.“ Seine Stimme ist laut, der Ton grob. Nebenan wachen die Mädchen auf und rufen nach der Mutter. Als sie die Tür öffnet, steht der Mann direkt hinter ihr. Wortlos nimmt er auch hier die Maße.

„Wenn ich du wäre“, sagt er mit einem Blick auf die Stockbetten zur Mutter, „würde ich mir ganz schnell eine andere Wohnung suchen.“ Die Mutter erschrickt. „Andere Wohnung, warum?“ Eine der Töchter fängt an zu weinen. „Weil in diese Wohnung zwei aus Syrien kommen. Und dann seid ihr acht Leute hier.“

„Wer aus Syrien? Warum? Wir wohnen hier.“ Die Mutter legt ihre Arme schützend um ihre Töchter.

„Keine Ahnung. Ich soll nur ausmessen, ob hier noch zwei Leute Platz haben, und nach den Richtlinien passt noch ein Hochbett rein.“ Der Mann packt Zollstock und Block ein und verschwindet.

Als der Vater wenig später von dem Besuch erfährt, ist er außer sich. „Beruhige dich“, tröstet seine Frau. „Der Krieg war schlimmer.“

Am Montag geht die Mutter zu der älteren Lehrerin, bei der sie Deutsch lernt und erzählt, was geschehen ist.

„Das ist verboten. Das dürfen die nicht. Sie können nicht einfach in eure Wohnung. Warum bist du denn nicht gleich zu mir gekommen?“

Der Datenschutz erlaubt Hausfriedensbruch?

Die Lehrerin ruft die Leiterin an. „Wie heißt der Mitarbeiter, der sich erlaubt hat, ohne Anmeldung in die Wohnung der Familie zu gehen und die Leute so zu erschrecken?“

Die Leiterin antwortet: „Aus Gründen des Datenschutzes darf ich keine Angaben machen.“ Die Lehrerin ist wütend. „Aber der Datenschutz erlaubt Hausfriedensbruch?“

Die Leiterin bleibt die Ruhe selbst. „Wir sind die Mieter der Wohnung und haben jederzeit auch ohne Anmeldung das Recht auf Zutritt.“

„Gar nichts haben sie!“ ereifert sich die Lehrerin. Noch am selben Tag schreibt sie eine Dienstaufsichtsbeschwerde.

Eine Woche später wird sie auf das Landratsamt gebeten. Die Leiterin entschuldigt sich und verspricht, alles zu tun, damit der Vater schnell eine Arbeitsgenehmigung bekommt – wenn! – wenn die Lehrerin die Dienstaufsichtsbeschwerde zurückzieht.<

Dr. Katja Doubek,
Autorin, Psychotherapeutin, arbeitet und lebt in München und in Italien